



Wolfgang Korn / Birgit Jansen
Die Weltreise einer Fleeceweste
Bllomsbury Verlag
Berlin 2008
ISBN 978-3-8270-5292-6

Textauszug
S. 5-6, 63-80

© 2008 Bloomsbury Verlag, Berlin

INHALT

1

Wie die Fleeceweste

zum Hauptdarsteller wurde _ 7

2

Ölreichtum in Dubai oder: Kann man mit Geld

eigentlich alles kaufen? _ 19

3

Die Prügelknaben der Globalisierung:

ein Herz für Öltanker _ 36

4

Generalstreik in Chittagong!

Ganz Bangladesch hängt an einem Faden _ 50

5

Tuck-Tuck-Rennen, Sintfluten und die Geburt einer ungeplanten Fleeceweste –

Alltag in Bangladeschs Textilindustrie _ 63

6

Im Reich der schwankenden Blechkisten –

auf Containerschiffen nach Europa _ 81

7

Vom Ladenhüter zum Talisman –

ein Sonderposten wird zum Glücksbringer _ 100

8

Fischraub und Menschenschmuggel –

die Weste auf Westafrika-Kurs _ 120

9

Die einen dürsten, die anderen nicht –
Showdown vor Teneriffa _ 146

10

Ausblick:

Wie wir zusammen das Ende dieser Geschichte
ändern können _ 162

[...]

KAPITEL 5

*Tuck-Tuck-Rennen, Sintfluten und die Geburt einer ungeplanten Fleeceweste
– Alltag in Bangladeschs Textilindustrie*

1. September 2005, vor dem Hotel Intercontinental im Zentrum von Dhaka, der Hauptstadt von Bangladesch. Als drei europäische Handelsvertreter das Hotel verlassen, werden sie sofort umlagert. Sämtliche Fahrer der rund dreißig Dreirad-Taxen, die vor dem Hotel stehen, wollen die »Bideshi« – die Fremden – mit sich zerren. Die Handelsvertreter steigen bei Hassan ein, der als Einziger ruhig abwartend in seinem Tuck-Tuck sitzt.

Zigtausende dieser motorisierten Dreirad-Fahrzeuge sind in Asiens Städten unterwegs, und überall werden sie »Tuck-Tuck« genannt – warum, wird jedem sofort klar, wenn der Motor startet. Er fängt langsam an zu tuckern, das Tuckern wird immer schneller und lauter und schüttelt Fahrer, Mitfahrer und Ladung heftig durch – schon bevor sie überhaupt losfahren.

Irgendwann startet das Gefährt auch tatsächlich und ist dann kaum noch zu bremsen. Tuck-Tucks schlängeln sich überall durch, sie kommen durch die engsten Gassen, durch die kein Auto passt. Und in Überschwemmungszeiten reichen zwei, drei Männer, um sie aus dem dicksten Schlamm zu ziehen.

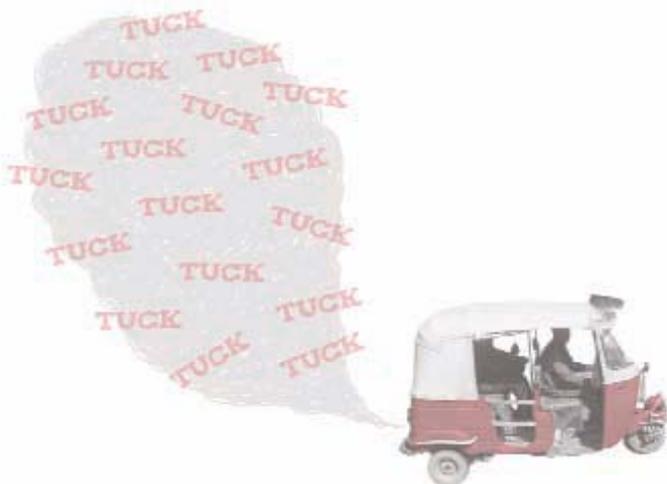
Die Tuck-Tucks haben einen Kabinenaufbau und befördern zwei, drei, manchmal auch fünf oder sechs Personen. Und wenn es sein muss, auch große Ladungen

Reis, Zeitungen oder Möbelstücke. Am meisten Geld aber lässt sich machen, wenn man das Glück hat, hin und wieder Bideshi zu transportieren. Von denen kann man viel mehr Geld verlangen als von Einheimischen.

Doch ob er viel oder wenig einnimmt – das meiste Geld muss Hassan am Abend abliefern. Denn wie die meisten Fahrer hat er sein Tuck-Tuck mit geliehenem Geld gekauft. Geliehen von einem privaten Geldverleiher, der dafür zehn Prozent Zinsen verlangt – im Monat. Deshalb muss Hassan jeden Auftrag annehmen.

Es geht zu einer Weberei am Stadtrand. »Directly and very quickly!«, ermahnt ihn einer der Bideshi. Diese Ermahnung ist völlig unnötig. Denn Hassans ganze Ehre hängt daran, dass er eines der schnellsten Tuck-Tucks in Dhaka fährt.

Tuck-Tucks haben zwar nur drei Räder, aber dafür eine besonders große und laute Hupe. In Bangladesch ist die Hupe fast genauso wichtig wie der Motor. Denn mit der Hupe verschafft Hassan sich Respekt. »Pröööt! Pröööt! Weg da, jetzt komm ich!« Eine angenehme Brise vertreibt die aufgestaute Hitze und lässt die Wedel einzelner Palmen schaukeln. Die Palmen stehen in kleinen Gärten vor weiß getünchten Häusern. Sind wir noch immer in Bangladesch? Ja, Hassans Tuck-Tuck durchquert Dharmondi, eines der vornehmen Viertel von Dhaka, und kommt am National Square vorbei.



Dhaka hat mit seinen Randbezirken rund 14 Millionen Einwohner. Mindestens die Hälfte von ihnen wohnt in Slums. Bangladesch wird in den Medien immer einseitig dargestellt: Überschwemmungen und Hunger. Es gibt jedoch auch Strände, Parklandschaften, sogar Berge und Wälder, in denen noch Bengalische Tiger leben.

Doch kurz darauf ändert sich schlagartig die Szene: ein Slum und dahinter lange Fabrikgebäude, die wie große Pappschachteln aussehen. Die meisten sind eilig aufgebaute Textilfabriken, denn die ganze Region rund um Dhaka hat sich auf Textilien spezialisiert.

Zu einer dieser Fabriken ist Hassan mit seinen Passagieren unterwegs. Genau gesagt: Zu der Fabrik, in der unser Polyester Garn weiterverarbeitet wird. Eine ganze LKW-Ladung wurde aus Chittagong hierher transportiert und in den letzten vier Tagen zu Fleecestoff verarbeitet.

Obwohl es Tag ist und die Halle riesengroß, ist es drinnen dunkel und stickig. Und dazu noch der Lärm: An tausend Stellen knattert und klackt es rhythmisch. Nur wenige Arbeiter laufen zwischen den mechanischen Webmaschinen herum. Die funktionieren im Prinzip genauso wie ein alter handbetriebener Webstuhl: Die Längsfäden sind nebeneinander aufgespannt. Sie werden jeweils abwechselnd nach unten und oben gedrückt, damit das Weberschiffchen mit dem Querfaden durchgeschoben werden kann. In einer industriellen Weberei ist der Webstuhl nur viel größer, und das Weberschiffchen wird mit Luft- oder Wasserdruck durch die Lücke geschossen. Das Ganze wird dann mit einer Art Kamm festgezurr – aber so, dass zwischen den Längsfäden kleine Schlingen bleiben.

Diese Schlingen werden in einem weiteren Arbeitsgang aufgeschnitten – wie bei einem Florteppich entstehen viele kleine abstehende Borsten. Die werden noch einmal von einer Art Harke aufgeraut. So wird der Fleece flauschig weich, und es bilden sich zwischen den Fäden viele Luftkammern, die später die Körperwärme isolieren. Zum Schluss wird die lange Bahn von Fleecestoff zu einem 40 Kilogramm schweren Ballen aufgerollt.

Nach einer Dreiviertelstunde Fahrt setzt Hassan seine Bideshi bei der Weberei ab. Eigentlich könnte er nun den vierfachen, fünffachen Fahrpreis des sonst Üblichen fordern. Aber um die Bezahlung kümmert sich die Torwache – und die kennt den Preis auf den Taka genau. Pech! Zum Glück aber wird die Enttäuschung sofort abgemildert. Hassan bekommt gleich einen neuen Auftrag: einen Transport von Fleeceballen. Die ganze Kabine und der Dachgepäckträger werden von vier Arbeitern beladen, und das Gefährt ächzt unter dem Gewicht.

Während Hassan und der Torwächter bei der Beladung zuschauen, fährt der Textilfabrikant durch das Werktor – mit einem nagelneuen Mercedes. Der Torwächter schaut ihm nach und sagt zu Hassan: »Gut geht es in unserem Land doch nur Fabrikbesitzern, Politikern und Generälen. Für alle anderen gibt es keine guten Jobs. Warum lässt Allah das zu?«

Hassan nickt nur kurz und steigt in sein Tuck-Tuck. Er will dem Torwächter nicht widersprechen, doch er weiß: Die schlechten Jobs sind nicht alle gleich schlecht. Torwächter zum Beispiel – denkt er – ist ein guter schlechter Job. Nicht viel Geld, aber dafür muss man nur den ganzen Tag herumstehen, Tee trinken, mit Leuten schwatzen und die Arbeiter schikanieren. Zu einem wirklich miesen Job dagegen macht er sich jetzt auf den Weg: zu den Färbern. Er startet sein Gefährt und gibt Gas.

Auch die Strecke, die dort hinführt, ist nicht besonders einladend. Es geht an Slums und baufälligen Fabriken vorbei – alle Gebäude haben unter dem schweren Monsunregen gelitten. Ganze Ebenen sind noch überflutet und genauso die massenhaften Schlaglöcher der Straße.

Durchgeschüttelt liefert Hassan die Ballen in der Färberei ab. Ein Wächter passt auf, dass Hassan nicht herumläuft und zu viel sieht. Dabei muss man sich ja nur den Flussarm hinter der Fabrik anschauen: Einmal schimmert er rot, einen anderen Tag blau oder grün – je nachdem, welche Farbreste die Fabrik im Schutz der Dunkelheit abgeleitet hat. Das ganze Wasser hier in der Umgebung ist vergiftet. Menschen, die sich darin waschen, werden krank. Ihr Trinkwasser beziehen die Menschen zwar aus Brunnen, doch während der Monsunzeit werden diese von den Flüssen überflutet.

Hassan weiß auch, was in den großen klapprigen Hallen passiert. Ein Mann aus seinem Viertel hat es ihm erzählt. Dort befinden sich viele Bottiche – so groß wie kleine Schwimmbäder. Sie sind gefüllt mit Laugen, giftigen Säuren und allen möglichen Farben. Dort werden die Stoffe erst gebleicht, bis sie richtig weiß sind. Damit die eigentlichen Farben später schön leuchten.

Die meisten Stoffbahnen werden zwar von großen Maschinen abgewickelt und durch die Farbbottiche gezogen. Doch die Arbeiter – größtenteils sind es Jungen – müssen immer wieder mit den bloßen Armen in die Bottiche greifen, um Störungen zu beseitigen. Und immer wieder klettern sie in die Becken und stampfen die Stoffe mit

ihren Füßen in die giftige Brühe. Nach dem Färben hängen die Stoffbahnen zum Trocknen auf Wäscheleinen, die Hunderte von Metern lang sind.

Die Fleecestoff-Bahnen bekommen anschließend noch eine Sonderbehandlung: Sie werden durch einen Bottich mit Lösungsmittel gezogen – dieser Überzug sorgt dafür, dass sich auf dem Fleecestoff später keine Knötchen bilden.

15. September 2005, 7.45 Uhr. Hassan steht mit seinem Tuck-Tuck wieder vor den Toren der Färberei. Vier große und ein kleiner Ballen Fleece werden in sein Tuck-Tuck gestopft. Der kleine Ballen ist knallrot. Bis zum Dach beladen, knattert das Tuck-Tuck durchs Werktor hinaus und schlägt den Weg zur Textilfabrik Garni International ein.

Zur gleichen Zeit warten dort bereits ein paar Hundert Näherinnen. Nur zehn Minuten wird das Tor von den Wächtern aufgeschlossen. Für manche Näherinnen ist es gar nicht so einfach, pünktlich zu sein, denn sie besitzen keine eigene Uhr. Und auch am Straßenrand stehen keine.

Kurz vor halb neun erreicht Hassan die Textilfabrik. Dort wird ihm das Fabriktor geöffnet, und er fährt hindurch. Als das Tor wieder geschlossen wird, schlüpft im letzten Moment noch eine zierliche Arbeiterin hindurch. Es ist die 17-jährige Taslima, die sofort ins Fabrikgebäude läuft und die Treppe zu ihrem Stock erklimmt. Ein Wächter ruft ihr hinterher: »Elende Kröte! Das nächste Mal knalle ich dir das Tor in dein Gesicht! « So läuft das hier: Die jungen Näherinnen – alle zwischen 16 und 30 Jahre alt – werden nicht gerade freundlich behandelt.

Taslima betritt im zweiten Stock ihre Halle, in der über achtzig Nähmaschinen in zwei langen Reihen stehen. Mittendrin lässt sie sich an ihrem Arbeitsplatz nieder. Hier wird sie die nächsten elf bis zwölf Stunden sitzen und nichts anderes tun als zu nähen. Hinter ihr türmen sich schon die zugeschnittenen Fleeceteile: Ihre Abteilung arbeitet seit zwei Tagen an einem Riesenposten von Fleecewesten.

Sie nimmt eine Rückseite, steckt eine rechte Vorderseite fest, in der schon eine Tasche eingesetzt ist. Tack, tack, tack, tack – schon hat sie die erste Naht am Schulterteil ausgeführt, dann kommt die erste Seitennaht.. Tack, tack, tack, tack. Und nun die linke Vorderseite...

Taslima ist froh, an einer Maschine sitzen zu dürfen. Das erste halbe Jahr war sie Helferin, musste fünf Näherinnen zur Hand gehen und bekam nur den halben Lohn

einer Näherin. Doch sie hat schnell gelernt, und als dann eine Näherin von ihrer Gruppe wegblieb – schwups, saß sie an deren Nähtisch.

Tack, tack, tack, tack. Geschickt setzt Taslima den Kragen ein und näht ihn an. Die Ärmel fasst sie mit einem Schrägband ein, der untere Rand der Weste wird umgenäht und zum Schluss der Reißverschluss eingesetzt. Die erste von unzähligen Westen, die sie heute nähen wird, ist fertig. Und niemand hat sie dafür angeschnauzt, dass sie zu spät kam. Oder – noch schlimmer – mit Lohnabzug gedroht.

Die Halle ist überfüllt, schlecht beleuchtet und kaum belüftet. Da die Monsunzeit gerade zu Ende geht, steht überall Wasser. Es riecht modrig und ist furchtbar schwül. Man schwitzt schon vom Atmen, aber wenn man flott arbeitet, fließt der Schweiß einfach in kleinen Bächen am Körper herunter.

Spätestens bei dem zweiten oder dritten Kleidungsstück, das sie näht, arbeiten Taslimas Hände automatisch. In Gedanken entflieht sie dieser dunklen, stickigen Halle und kehrt zu ihrer Familie zurück. Die wohnt draußen auf dem Land, drei Stunden Fahrt mit dem Kleinbus entfernt. Nur alle zwei, drei Monate bekommt sie ein paar Tage frei und kann dorthin fahren. Sie sieht die ganze Nachbarschaft vor sich, im Haus des Onkels versammelt – zwanzig bis dreißig Menschen hocken dann vor dem einzigen Fernsehgerät im Dorf. In Bangladesch kommen nur sechs Fernseher auf 100 Einwohner, auf dem Land sind es noch weniger. Also schaut man zusammen – Fernsehen ist ein gesellschaftliches Ereignis.

Allerdings bestehen drei Viertel der Sendezeit der privaten Sender ausschließlich aus Werbung. Schon verrückt: so viel Werbung in einem Land, wo mehr als die Hälfte der Menschen von weniger als einem Euro am Tag leben und keines dieser Produkte jemals kaufen werden. Es wird für neue Autos und Handys, für das besonders gute Senföl in der Küche und Kosmetikartikel für Frauen geworben.

Der öffentlich-rechtliche Sender BTV dagegen bietet viel Bildungsprogramm. Hier läuft auch Taslimas Lieblingssendung, die Lieblingssendung aller Mädchen und jungen Frauen in Bangladesch: *Meena* – eine Zeichentrickserie vergleichbar mit *Heidi*. Die zehnjährige Meena ist ein besonders mutiges Mädchen. Sie geht gern in die Schule, ist schlauer als alle anderen in der Familie und wehrt sich gegen die Unterdrückung von Mädchen: Sie kämpft dagegen, dass schon Minderjährige verheiratet werden, dass Mädchen keine Ausbildung bekommen, oder wenn sie krank sind, nicht zum Arzt geschickt werden.

Meistens schauen Mädchen und Frauen allein fern. Wenn Männer dabei sind, meckern sie. Ihnen gefallen Sendungen wie *Meena* nicht. Sie wollen, dass die Frauen zu Hause bleiben, ihren Männern blind gehorchen und ihnen ihr Geld aushändigen.

NIEDRIGE LÖHNE, HOHES RISIKO –
TEXTILARBEITERINNEN IN BANGLADESCH

11./12. April 2005. Mitten in der Nacht stürzt in Savar, einem Vorort von Dhaka, eine neunstöckige Textilfabrik ein. Vermutlich war das Gebäude schlampig gebaut worden, denn es stand erst seit einigen Monaten. Die Rettungsmannschaften hatten kein passendes Räumgerät – acht Tage wurde teilweise mit den Händen nach den Verschütteten gesucht. Traurige Bilanz des Unglücks: 61 Tote und mehrere Hundert Verletzte. Die Opferzahl ist auch deshalb so hoch, weil es in den Fabriken keine Fluchtwege gibt. Die meisten der rund 3000 Fabriken, die für das Ausland produzieren, erfüllen nicht die gesetzlichen Sicherheitsvorschriften. Der einzige Eingang wird meistens während der Arbeitszeit abgeschlossen, damit niemand sich herein- oder hinausschleichen kann. Überfüllte Räume, schlechte Beleuchtung, kaum Sicherheitsmaßnahmen. Ist es da ein Wunder, wenn es immer wieder zu großen Unfällen kommt? Seit 1990 starben 356 Arbeiterinnen und Arbeiter in Textilfabriken, 2500 wurden schwer verletzt. Leichte Verletzungen zählt hier niemand. Rund zwei Millionen Menschen arbeiten in der Textilindustrie – 90 Prozent von ihnen sind junge Frauen unter 25 Jahren. Sie müssen bis zu 100 Stunden in der Woche schuften (in Deutschland gilt die 38,5-Stunden-Woche). Der staatliche Mindestlohn wurde 1994 festgelegt: Für eine Helferin gibt es 930 Taka pro Monat (umgerechnet 12,40 Euro), für eine gute Näherin 1710 Taka (19 Euro), für eine erfahrene Näherin 2100 (23 Euro). Doch schon ein Zimmer für eine Näherin kostet 800 Taka (9 Euro). Nur durch die vielen Überstunden können die Arbeiterinnen ihre Familien unterstützen. Doch häufig bekommen sie den Lohn für ihre Überstunden nicht oder nur teilweise ausgezahlt. Außerdem werden sie von den Aufpassern schikaniert und geschlagen. Deshalb fordern die Arbeiterinnen, dass man sie fair behandelt. Und sie kämpfen für mehr Mindestlohn, von dem sie und ihre Familien leben können. Doch die Fabrikbesitzer verweisen auf die verschärfte weltweite Konkurrenzsituation und fordern das Unmögliche: Die Arbeiterinnen sollen bessere Qualität liefern und noch niedrigere Löhne erhalten.

Tack, tack, tack, tack! Auch in der Textilfabrik haben Männer das Sagen. Ohne Erlaubnis der Aufseher dürfen die Näherinnen nicht aufstehen. Ohne Erlaubnis dürfen sie nicht auf die Toilette. Ohne Erlaubnis nicht einmal reden! »Du bist wohl die Tochter eines Hundes!«, dröhnt es durch die Halle. Richtig schikaniert werden sie von den Aufsehern – und heute sind sie besonders wütend. Warum nur?

Tack, tack, tack, tack. Nach Millionen von Nähten – so kommt es Taslima vor – kommt endlich der ersehnte Ruf: »Mittagspause – eine halbe Stunde, keine Sekunde länger!« Die Arbeiterinnen verstreuen sich über das ganze Fabrikgelände und lassen sich in kleinen Gruppen verteilt nieder. Alle essen und reden gleichzeitig. Und so verbreitet sich ein Gerücht von Gruppe zu Gruppe: Der Fleecewesten-Posten muss heute noch fertig werden. Vorher darf das ganze Stockwerk II nicht nach Hause gehen! Auweia, denkt Taslima und schlingt hastig ihr mitgebrachtes Mittagessen hinunter: kalter Reis mit Gemüse. Einen Teil der Pause müssen die Frauen auch noch dafür opfern, dass sie vor den Toiletten Schlange stehen. Denn sie wissen nicht, wann sie das nächste Mal dazu kommen.

Tack, tack, tack, tack ... Taslima sitzt wieder an ihrem Platz. In der kurzen Pause hat sie sich kaum erholt. Aber sie ist ja noch jung und steckt voller Energie. Und sie verfolgt einen Plan: Sie möchte auf keinen Fall so werden wie ihre Mutter. Die hat acht Kinder und ist immer zu Hause. Sie kocht für alle und wartet, bis alle satt sind – dann isst sie, was übrig geblieben ist. Bis auf Taslima und ihre Schwester können alle in der Familie nicht lesen und schreiben.

Mithilfe der Verwandtschaft konnten Taslimas Eltern ein kleines Grundstück kaufen, auf dem ihre Hütte steht und die Mutter einen kleinen Gemüsegarten unterhält. Doch wenn die Eltern Landwirtschaft betreiben wollen, müssen sie das Land vom Großgrundbesitzer pachten. Der verlangt dafür die halbe Ernte. Um zu überleben, versucht Taslimas Vater während der Monsunzeit in Dhaka oder Chittagong Arbeit zu finden – Handlangerarbeit.

Nein, Taslima würde es anders machen. Sie würde einen Kleinkredit von der Grameen Bank nehmen. Die Grameen Bank ist eine ganz ungewöhnliche Bank, die es nur in Bangladesch gibt. Sie nimmt ganz wenig Zinsen, und um Geld zu leihen, muss man zwei Bedingungen erfüllen: Die Familie darf kein eigenes Land, Geschäft oder Tuck-Tuck besitzen und man muss eine Frau sein, um den Kredit zu erhalten. Die Grameen Bank weiß: Frauen trifft die Armut am härtesten, deshalb gehen sie mit dem Geld klüger um. Männer wollen häufig vor den anderen Männern angeben und geben das meiste Geld gleich wieder für sinnlose Dinge aus.

»Was, du willst schon wieder aufs Klo? Um da zu faulenzeln!«, dringt die Stimme eines Aufsehers durch den Gang.

Am selben Tag um 20 Uhr. Die normale Arbeitsschicht von zehn bis zwölf Stunden ist vorbei, Taslima kommt es so vor, als säße sie schon seit mehreren Tagen hinter ihrer Nähmaschine. Doch sie und ihre Kolleginnen dürfen nicht aufhören. Es stimmt also: Der Posten »3000 Fleecewesten für Deutschland« muss bis morgen früh fertig sein! Tack, tack, tack, tack ... wieder eine Kragennaht! Taslima ist schon lange müde, und ihre Arme sind so kraftlos, als ob gefüllte Wasserkrüge daran hingen. Vor allem aber gelingt es ihr nicht mehr, an schöne Dinge zu denken. Hin und wieder fallen ihr vor Erschöpfung die Augen zu, und dann sieht sie Schlimmes vor sich: Wasser kommt von allen Seiten, dringt durch Türen und Wände, während sie und ihre Familie am Boden liegen und schlafen!

Jedes Jahr wird das Haus der Eltern während des Monsuns von Wassermassen eingeschlossen und von den Wirbelstürmen halb zerstört. Um es schnell wieder aufbauen zu können, besteht es nur aus Lehmwänden, Stroh, Bambus und Plastikfolien. Doch letztes Jahr war alles anders, viel schlimmer. Die Flut dauerte dieses Mal besonders lange – von Anfang Juli bis Mitte September. Die Flüsse traten über die Ufer und überfluteten erst die tiefer gelegenen Gebiete und dann nach und nach den Rest. Schließlich ragten nur noch die einzelnen Dörfer wie kleine Inseln aus den endlosen Wassermassen. Es gab keine Straßen mehr, es gab keine Arbeit mehr. Nur wer ein Boot hatte, konnte noch woandershin gelangen. Doch noch schlimmer: Überall waren sie von Wasser umgeben – aber es fehlte an gutem, sauberem Trinkwasser. Es war schwierig, das Essen zu kochen. Die Frauen im Dorf teilten sich eine trockene Feuerstelle zum Kochen.

Im August fiel das Wasser nicht wie sonst, sondern es fing noch einmal an zu steigen. Taslimas Familie baute hastig eine kleine Plattform, auf der gerade einmal sie alle und die eigene Kuh Platz hatten. Bis eines Nachts alle wach wurden, weil das Wasser in das Haus eindrang und die Lehmwände zusammenfielen. Schließlich standen Taslima und ihre Geschwister bis zur Hüfte im Wasser. Am Morgen verließ die Familie ihre Hütte, und alle wohnten einige Wochen bei Verwandten in der Stadt. In dieser Zeit konnten sie nur überleben, weil sie einen Kredit aufnahmen. Der war allerdings teuer: Der örtliche Geldverleiher verlangte dafür 20 Prozent Zinsen – nicht im Jahr, sondern im Monat. Noch immer müssen die Eltern mit einem Teil von Taslimas Einkommen den Kredit zurückzahlen...

Tack, tack ... huh! Taslima schreckt hoch. Beinahe hätte sie sich in die Hand gestochen! Wenn die Frauen müde und erschöpft sind, passieren viele Unfälle mit den Nadeln oder den scharfen Schnittmessern. Das darf ihr nie, nie, nie passieren. Denn erst seit sie die Arbeit in der Textilfabrik hat, hat die Familie endlich ein zuverlässiges Einkommen. Und deshalb würde Taslima auch nie daran denken, die Stelle aufzugeben. Auch wenn sie manches Mal kurz davor ist, vor Erschöpfung zusammenzubrechen. Dann wischt sie sich die Tränen aus den Augen, denkt an ihre Familie und macht weiter.

23.05 Uhr. Seit 16 Stunden sind Taslima und ihre Kolleginnen ununterbrochen am Nähen. Nur die Mittagspause hatten sie heute. Der Stand: 889 Westen sind fertig. Seit mehreren Stunden muss Taslima dringend auf die Toilette. Doch seit 20 Uhr lässt der Aufseher keine Frau mehr hinaus. Stattdessen schimpft er die ganze Zeit: »Ihr Nichtsnutze seid ja lahmer als jede Schnecke.«

Die Ballen mit den beige, blauen und braunen Fleecestoffen werden immer dünner. Hoffentlich reichen sie – fleht Taslima –, sonst werden wir noch geschlagen. Tack, tack, tack, tack...

1.10 Uhr. Die Fleecestoffe sind aufgebraucht. Nur noch kleine Fetzen liegen auf den Zuschneidetischen. Der Vorarbeiter schreit die Zuschneider an: »Ihr Hunde. Ihr habt zu große Stücke abgeschnitten! Das werde ich euch alles vom Lohn abziehen!« Taslima hält das nicht mehr aus. Sie steht auf, läuft durch die Gänge und sucht überall nach brauchbarem Fleecestoff. Was würde Meena, ihre Heldin aus dem Fernsehen, jetzt tun? Dann sieht Taslima an eine Wandnische gelehnt den kleinen Ballen mit knallrotem Fleece. »Hierher! Hier ist noch etwas!« Sie schleift den Ballen aus der Ecke.

»Das ist doch knallrot!«, schimpft ein Zuschneider.

»Ja und! Sicherlich gefällt die Farbe einigen Deutschen!«

»Männer in knallroten Westen?« Der Zuschneider sieht fragend den Aufpasser an. Der zuckt mit den Schultern. »Mir egal! Hauptsache, wir kommen alle bald nach Hause!«

Also nehmen sie einfach den knallroten Fleecestoff. Tack, tack, tack, tack ... Im Nu sind elf knallrote Westen entstanden. Kaum hat meine Fleeceweste das Licht der Welt erblickt, wird sie mit anderen Westen in einen Pappkarton gequetscht. Eine

schlimme Nacht. Trotzdem würde keine der Näherinnen ihren Job deshalb kündigen...